

Deutsche Soldatenzeitung

Einzelpreis: 10 Rpf.
80 Groschen

Mit den amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Militär- und Zivilbehörden

„Wir arbeiten unverdrossen und beseßen für den Führer!“

Dr. Goebbels sprach zur deutschen Jugend — Erste Filmfeierstunde der NS

Berlin, 6. November

Am Sonntag vormittag hatte sich im ganzen Reich die deutsche Jugend in den Filmtheatern versammelt, um ihre erste Feierstunde zu begehen. Die Erziehungsarbeit der NS, die naturgemäß durch den Krieg eine Umstellung dadurch erfahren hat, daß die deutsche Jugend an vielen Plätzen zum praktischen Einsatz kommt, wo Erwachsene fehlen und wo Hilfskräfte gebraucht werden, darf auch in diesen Zeiten — so ist es die Meinung der Reichsjugendführung — nicht aufhören.

Weil auch durch die Verdunkelung der Film eingeschränkt werden muß, ergab sich die Notwendigkeit, die politische Erziehungsarbeit anders als bisher durchzuführen. Aus diesem Grunde hat Reichsminister Dr. Goebbels veranlaßt, daß die deutschen Kinotheater an den Sonntagvormittagen der NS zur Verfügung stehen. So werden in den kommenden Monaten in allen Gauen des Reiches

Jungen und Mädchen ein oder zweimal des Monats an diesen Stätten zusammenkommen, um aus dem Munde ihrer Führer und führenden Männer von Staat und Partei zu hören, welche Anforderungen von der Stunde an sie gestellt werden. In diesen Morgenfeiern werden zugleich Zeugnisse des deutschen Filmwesens gezeigt werden, die ihnen große nationalpolitische Gedanken nahebringen sollen. Es werden in diesen Morgenfeiern der leidenschaftliche Wille zur Hingabe an die Gemeinschaft und die harte Entschlossenheit zu steter Einsatzbereitschaft immer wieder neu gestärkt werden, damit auch die Jugend zu ihrem Teil beiträgt, den Sieg zu erringen.

Während in vielen tausend Kinotheatern im Reich nahezu vier Millionen Jungen und Mädchen versammelt waren, fand eine besonders festliche Feier im Ufa-Palast im Zoo in Berlin statt, der auch Reichsjugendführer Baldur von Schirach beiwohnte. Hier ergriff Reichsminister Dr. Goebbels selbst das Wort.

Politische Jugend im besten Sinne des Wortes

„Zum ersten Male“, so führte er u. a. aus, „tretet ihr in solcher Geschlossenheit in dieser ersten Zeit zusammen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die deutsche Jugend bisher teilnahmslos neben dem Kriege gelebt hätte. Im Gegenteil, ihr habt euch nach euren besten Kräften betätigt und auch bewährt. Keine Aufgabe war euch zu schwer und zu mühevoll. Ihr habt, wo sie euch übertragen wurde, sie auch gelöst, um den bescheidenen Beitrag zu dieser geschichtlichen Zeit zuzusteuern. Viele aus euren Reihen haben auf die männlichste Weise das Gelübnis, das ihr so oft dem Führer gegeben habt, wahr gemacht: eure Führer stehen zum größten Teil unter den Soldaten des Reiches im Felde, zum Teil sind sie im Polenfeldzug verwundet worden und 251 von ihnen sind gefallen. Ihr seid also im besten Sinne des Wortes politische Jugend geworden.“

Unser Volk hatte oft den Begriff Politik mißverstanden. Uns fehlte oft die Kenntnis der tieferen Zusammenhänge des geschichtlichen Lebens. So sind wir auch als Volk in den großen Weltkriege gezogen. Das ist heute anders. Jetzt weiß es in Deutschland jedermann, daß wir am unsere nationale und soziale Existenz kämpfen. Wir sind nicht mehr unpolitisch wie damals, sondern im besten Sinne des Wortes politisch geworden. Deshalb kämpfen wir diesen Krieg auch auf allen Gebieten durch. Daß unser Volk sich mit seiner ganzen Kraft für diesen Krieg einsetzt, ist zum bedeutendsten Teil eine Folge unserer jahrelangen nationalsozialistischen Erziehungsarbeit. Diese Erziehungsarbeit darf nun aber im Krieg nicht etwa abbrechen, sie muß noch verstärkt werden; sie ist heute wichtiger denn je, und zwar bei einer Jugend, die im Begriffe

steht, in die Generation der kämpfenden Soldaten hineinzuwachsen.

Wir haben es mit voller Absicht vermieden, in diesem Kriege das Deutsche Volk in einem Rausch von Surra-Patriotismus zu ergötzen. Wir wollten kein Strohfeuer anzünden, das eben so schnell verlöscht wie es angezündet wird. In diesem Kriege ist eine feste Entschlossenheit vonnöten, die sich in der täglichen Pflichterfüllung und nicht in lärmenden Siegesfeiern äußert. Jedes hohle Schlagwort ist mir fremd. Aber das uns feindliche Ausland irrt sehr, wenn es glaubt, dies sei ein Mangel an Begeisterung. Niemals war das Deutsche Volk begeisterter für seine nationale Sache als heute. Es ist entschlossen, diese nationale Sache mit allen Mitteln und Kräften zu verteidigen. Es bedarf dabei keiner hohlen Schlagworte und leeren Redensarten. Wir arbeiten unverdrossen und beseßen für Führer, Volk und Staat und bewahren dabei jene innere nationale Leidenschaft, von der Heinrich von Treitschke einmal sagte, daß es die höchste politische Tugend sei.

Weil wir wissen, wozum es geht, sind wir auch sämtlich immun gegen ausländische Betörungsversuche. Die dummen und albernen Flugblätter, die von englischen Flugzeugen über deutschen Städten und Dörfern abgeworfen werden, können unserer inneren Moral nicht beikommen. In Deutschland hört niemand mehr auf Stimmen, die aus dem feindlichen Auslande zu uns herüberbringen; wir hören alle nur noch auf die Stimme des Führers. Auch die wie im Weltkriege wiederum zu uns herüber-

(Fortsetzung auf Seite 2)

Siedlung als Prüfstein

Der gegenwärtige Krieg zeitigt einige ganz besondere Erscheinungen, die man sonst nur als Ausdruck des Friedens und nicht als Ergebnisse des Krieges zu erwarten gewohnt ist. Dazu gehören vor allem die umfassenden Siedlungsaktionen, die als unmittelbare Folge des polnischen Zusammenbruches notwendig geworden sind. Deutschland hat sich hier selbst gewaltige Umsiedlungsaufgaben gestellt, die weit in die Zukunft reichen und in ihrer ganzen Bedeutung noch kaum ganz übersehen werden können. Mit Italien ist darüber hinaus das Abkommen über die Rückführung der Südtiroler ins Reich unterzeichnet worden. So herrscht also mitten im Krieg im deutschen Osten und Süden eine konstruktive aufbauende Tätigkeit auf lange Sicht, in der die große Kraftreserve und zielichere Führung Deutschlands in ganz besonderer Weise zum Ausdruck kommt, ganz abgesehen von dem in der ganzen Welt bewunderten deutschen Organisationstalent, das sich gerade in Siedlungsfragen einzigartig entfalten und bewähren kann.

Den Siedlungs- und Neugründungsaktionen in diesem Maßstabe, die die Welt mit größter Bewunderung verfolgt, haben die Plutokratien nichts auch nur annähernd Gleichwertiges gegenüberzustellen, nicht einmal in Friedenszeiten, geschweige denn im Krieg. Dieser Krieg, der sich im autoritären Deutschland neben der geschlossenen Abwehrbereitschaft u. a. in einer ungeheuer gesteigerten Produktionskraft und in aufbauenden Siedlungsaktionen großen Stils äußert, wirkt sich in den Ländern, die den Krieg begonnen haben, in höchst destruktiver Weise aus. Das ganze, bisher nur auf möglichst hemmungslose Profitmacherei eingestellte öffentliche Leben in den Westmächten gerät immer mehr in Unordnung, nach den gewiß zuverlässigen Alarmrufen der wohlgeleiteten britischen und französischen Presse selbst zu urteilen. Es wäre ganz undenkbar, daß England oder Frankreich heute etwa große Siedlungs- und Aufbauaktionen unternehmen könnten, wie sie Deutschland im Osten nicht nur plant, sondern schon durchgeführt. Die Regierungen der beiden sogenannten Demokratien haben vielmehr alle Hände voll zu tun, um das zunehmende Durcheinander aufzuhalten, die wachsende Unzufriedenheit der eigenen Öffentlichkeit zu beschwichtigen und dem allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Auflösungsprozeß so gut wie möglich entgegenzuarbeiten. An große Zukunftsaufgaben ist in London und Paris nicht im entferntesten zu denken.

London insbesondere hat es nie fertiggebracht, die weiten leeren Räume seines riesigen Imperiums mit seiner überschüssigen Bevölkerung zu besiedeln. Es ist an dieser eigentlich selbstverständlichen Aufgabe, die die angemachte Welt Herrschaft wenigstens einigermaßen vor der Geschichte hätte rechtfertigen können, glatt gescheitert. Verschlimmert wurde dieses beispiellose Vergehen noch durch die niederträchtige Weigerung, andere auf engem Raum eingepreßte Völker in nennenswerter Zahl in den leeren Räumen siedeln zu lassen. Nicht einmal die Juden aus Deutschland wollte das sonst so jüdenhörige England aufnehmen, ausgenommen natürlich diejenigen, die ein größeres Vermögen mitbrachten. Chamberlain hat noch vor einigen Monaten im Unterhaus mit dem bedauernden Achselzucken des Biedermannes versichert, das britische Imperium sei zwar groß, aber die Siedlungsmöglichkeiten seien sehr klein, weil Wälder, Steppen und Wüsten unbewohnbar seien.

Wie man selbst auch mitten in trostloser Wüste sogar im großen Siedeln kann, das hat Italien in Libyen bewiesen, und wenn Deutschland und Italien die angeblich unbewohnbaren Wälder und Steppen der britischen Ueberseegebiete zur Verfügung hätten, könnte John Bull vermutlich Wunder erleben! Vielleicht zeigt nichts so deutlich die abgrundtiefe Wesensverschiedenheit zwischen dem jüdisch-kapitalistischen Ausbeutungsprinzip, das in den Demokratien herrscht, und dem jungen Sozialismus in den autoritären Staaten, wie gerade die Einstellung zur Siedlung und den damit natürlicherweise zusammenhängenden Fragen.

Alles, was England im Laufe der Jahrzehnte erreichte, war die Bildung von Kommissionen und die Abfassung dickbändiger Gutachten. Ein einziger praktischer Versuch kurz nach dem Kriege, englische Arbeitslose nach Australien und Kanada im Ausmaß von einigen tausend Personen auszusiedeln, ist in kurzer Zeit kläglich gescheitert, obwohl mit Geld nicht gespart wurde, um die Sache überhaupt einmal in Gang zu bringen. Der Mißerfolg wurde damals auf das „zarte Gemüt“ des Engländer geschoben. Angeblich hielten es die Auswanderer vor Heimweh in Uebersee nicht aus und machten daher zum größten Teil umgehend von der kostenlosen Rückreisemöglichkeit Gebrauch. In Wirklichkeit konnte natürlich die britische Regierung und das herrschende kapitalistische System das Problem nicht meistern, verflätzte und durch lange Arbeitslosigkeit zermürbte Massen in wagemutige Pioniersiedler zu verwandeln. Ein solches Unternehmen bringt dazu nicht gleich im

In die DAF eingereiht

Dr. Ley sprach zu 50 000 ostoberschlesischen Arbeitern

Königschütte, 6. November

In Königschütte wurde am Sonnabend in feierlicher Weise die Ueberleitung der Gefolgschaft deutscher Arbeiter und deutscher Angestellter in die Deutsche Arbeitsfront vorgenommen. In diesem Zusammenhang sprach Dr. Ley in der Bismarckhütte zu 50 000 ostoberschlesischen Arbeitern. In seiner Rede führte der Reichsorganisationsleiter u. a. aus:

„Einst war das Deutsche Volk zerrissen, in Unternehmer und Arbeiter, in Herren und Knechte. In dieser zerrissenen Welt mußte das Deutsche Volk 1914 gegen eine Welt von Feinden zu Felde ziehen. Welche Kräfte mußten im Deutschen Volk vorhanden gewesen sein, daß es bis 1918 durchhielt. Wäre die Führung 1918 genau so tapfer gewesen, wie damals das Volk es war, wäre es niemals zu dem Zusammenbruch gekommen. Wir müssen uns heute vor Augen halten, daß wir 1918 nicht etwa durch feindliche Tapferkeit befreit wurden, sondern das Deutsche Volk legte die Waffen nieder.“

Heute haben wir diese Waffen wieder aufgenommen und kämpfen für unser Lebensrecht. Man hat in den Jahren des Wiederaufbaues durch den Führer keine Gelegenheit unversäumt gelassen, uns Schwierigkeiten in den Weg zu legen.“

Dr. Ley behandelte dann die Ertrungenschaften, die die Deutschen hier in Oberschlesien erworben haben. Die arme mißhandelte Erde Ostoberschlesiens trägt die Beweise deutschen Fleißes und deutscher Erfindergabe über alle Not hinweg. „Der letzte deutsche Arbeiter“, so rief Dr. Ley aus, „ist heute überzeugt davon, daß er genau soviel wert ist wie der höchste englische Lord.“

„So stehen wir als ein gewaltiger Block nach innen und nach außen. Alle Gegensätze sind überwunden. Wir tragen aus dieser Gemeinschaft das heilige Feuer in uns, das uns mit jeder Schwierigkeit fertig werden läßt. Wir wissen, daß es um die Erhaltung von über 80 Millionen deutscher Schaffender geht.“

Der Heeresbericht

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Im Westen keine wesentlichen Kampfhandlungen.

Feindlicher Dampfer versenkt

Im Atlantik von deutschem U-Boot torpediert

Paris, 6. November

Der Frachtdampfer „Baoule“ ist im Atlantik von einem deutschen U-Boot torpediert worden. 33 Mann, darunter der Kapitän, wurden von einem französischen Schiff aufgenommen.

nächsten Jahre hohe Zinsen und Dividenden, wodurch es für das in London herrschende Finanzkapital sowieso an Interesse verlor.

Die Unfähigkeit und Untätigkeit auf dem Gebiet der Siedlung ist auch von weltbekannten Engländern selbst immer wieder warnend angeprangert worden. Aber offenbar hat sich eben der kühne Pioniergeist, der neben der brutalen Raffgier und Eroberungslust früher auch noch im Empire tätig war, im heutigen England längst erschöpft. Wer sich pensionieren lassen, beschaulich seine Reichtümer verzehren und dazu noch große, junge Völker an der Ausübung ihrer natürlichen Lebensrechte hindern will, der muß andere Kräfte haben, als das England von heute. Er würde heute allerdings trotzdem an der unaufhaltbaren Entwicklung scheitern. Die in der großzügigen Siedlungsarbeit Deutschlands und Italiens offenbar werdenden aufbauenden Ordnung- und Lebenskräfte weisen, ganz abgesehen von den vielen anderen Faktoren, allein schon darauf hin, wem der Sieg und die Zukunft gehören werden...

F. Braun

Verkommene Haßpropagandisten

Britische Schmutzfinfen besudeln deutsche Briefe

Von unserer Berliner Schriftleitung

Berlin, 6. November

England hat während des Weltkrieges nicht nur die militärische Zensur, sondern auch die Postzensur streng durchgeführt. Die Postzensur wurde ein wirksames Mittel für die englische Propaganda. Aus dieser Quelle schöpfte England dauernd militärische und politische Nachrichten. Eine große Zentrale für die Postzensur wurde in London eingerichtet. Damals sind 3700 Beamte eingesetzt worden. Die Londoner Zentrale wurde durch eine Zweigstelle in Liverpool erweitert, wo Ende 1915 etwa 1500 Personen tätig waren. Außerdem wurden an wichtigen strategischen Punkten wie in Gibraltar und Alexandrien, zeitweise auch in Fokkstone an der Südküste Englands, je nach Bedarf kleinere sozusagen fliegende Organisationen errichtet. Die Postzensur wurde schon 1915 außerordentlich verschärft, und der englische Zensur schreckte nicht davor zurück, auch die neutrale Post zu öffnen und zu kontrollieren.

Englands Postzensur wird heute mit der gleichen Rücksichtslosigkeit ausgeübt. Man muß den Eingriff der englischen Zensur nur als einen groben Neutralitätsbruch betrachten, wenn der Zensur die neutrale Post öffnet. Aus liegt ein Brief aus den holländischen Kolonien vor, den Deutsche aus Batavia an ihre Angehörigen in Wismar richteten. Der Brief wurde nicht nur vom englischen Zensur erbrochen, sondern — Spitzenleistung des britischen Gentleman im Staatsdienst — in kulturloser Barbarei verstümmelt. Man traut seinen Augen nicht — der englische Zensur versteht den Brief mit britischen Propagandaparolen: Die Unterschrift „Heil Hitler“ fälscht er in „Hitler verreckt, der Schuft!“

Die Methode des englischen Postzensurs ist die Methode der englischen Heßblätter. Wie im Weltkrieg ist er nicht nur Zensur, sondern auch beamteter Haßpropagandist.

Dr. Goebbels zur Deutschen Jugend

(Fortsetzung von Seite 1)

oringenden englischen Lügen können das Deutsche Volk und vor allem die deutsche Jugend nicht aus der Ruhe bringen. Wir stehen diesen Verbrechen völlig teilnahmslos gegenüber. Während die britischen Propagandisten im Weltkrieg wahre Schreckenspropaganda für die deutsche Kriegsführung waren, sind sie heute für unser Volk nur noch Witzfiguren, die den Eindruck erwecken, als wären sie aus dem Großen Krieg übriggeblieben. Ihren Lügen gegenüber führen wir Deutschen den Kampf für das Recht. Wir haben es nicht nötig, Lügen mit Lügen zu beantworten. Wir stellen der Verleumdungslampagne unserer Gegner die blanke Wahrheit entgegen und erleben, daß die Wahrheit sich mehr und mehr in der Welt durchzusetzen beginnt.

Dieser Kampf ist ein politischer; er geht nicht nur die Staatsführung, er geht das Deutsche Volk und die deutsche Jugend an. Denn die deutsche Jugend wird einmal die Früchte dieses Krieges ernten. Für sie wird er durchgeführt. Deshalb ist es politische Pflicht jedes deutschen Jungen und deutschen Mädels, sich den Aufgaben des Staates und Volkes zur Verfügung zu stellen.

Es hat sich nun als notwendig erwiesen, die deutsche Jugend in regelmäßigen Abständen im ganzen Reich zusammenzufassen, um sie für diese große Aufgabe auszurüsten. Da es aber überall an Sälen für diese Zusammenkünfte fehlte, da andererseits die Abendstunden nicht geeignet erschienen, um die Jugend zu versammeln, habe ich mich entschlossen, die deutschen Kinotheater an den Sonntagvormittagen für diese Zwecke zur Verfügung stellen zu lassen. Diese Filmveranstaltungen sollen dazu dienen, den deutschen Jungen und Mädchen die notwendige politische Ausrichtung zu geben, darüber hinaus aber die Möglichkeit verschaffen, einen Einblick in unser nationalpolitisches künstlerisches Filmchaffen zu geben.

Heute steht auch der Film im Dienste der nationalen Erziehung. Wir haben keinen Grund, das zu leugnen. Wir gehören nicht zu jenen Heißgläuern, die eine alberne Scheu vor dem Wort Propaganda oder Tendenz besitzen. Alles, was unserem Volke dient, ist gut, auch die Propaganda, auch die Tendenz. Die Propaganda wird nur dann eine gefährliche Waffe sein, wenn sie sich gegen das Volk richtet. Arbeitet sie jedoch für das Volk, dann kann sie ungeheuren Segen stiften. Auch der Film hat eine Aufgabe im Rahmen der nationalen Erziehung zu

Industrielles Wunder in Deutschland

So urteilt das neutrale Ausland über unsere Wirtschaftsführung

Amsterdam, 6. November

Das „Nieuwe Rotterdamse Courant“ bringt unter der Ueberschrift „Exportieren oder sterben“ einen Artikel seines Berliner Korrespondenten, in dem auf die deutsche wirtschaftliche Kriegsführung eingegangen wird. In dem Bericht wird darauf verwiesen, daß Deutschland durch den Krieg einen gewaltigen Mehrverbrauch an Grundstoffen habe. Um diese Grundstoffe kaufen zu können, müsse das Deutsche Volk alle seine Kräfte einspannen, um genügend industrielle Fertigwaren erzeugen zu können, mit der die Grundstoffe bezahlt werden. Mit der Nahrungsmittelversorgung sei es einfacher, da Deutschland etwa 85 v. H. seiner Bedürfnisse der Nahrungsmittel aus eigenem Boden decken kann.

Die deutschen Exportbestrebungen richteten sich vor allem nach dem Osten und nach dem Südoften. Dort erschlossen sich Deutschland große Märkte. Als Käufer traten Rußland, die baltischen Staaten und die Balkanstaaten auf. Der Krieg, so schreibt das Blatt, müsse schon sehr viel länger dauern als die programmatischen drei Jahre, bevor eine Gefahr bestehe, daß der Osten und Südoften mit Erzeugnissen der deutschen Industrie übersättigt sein könne.

Die Abnahmefähigkeiten Deutschlands seien daher sehr groß. Wichtig sei es für Deutschland, die Erzeugungsmöglichkeit zu sichern. Das Blatt beschreibt dann, was Deutschland zur Sicherstellung seiner industriellen Erzeugung bisher getan habe. Deutschland habe zwei Mobilisationen zur gleichen Zeit durchgeführt: die des Heeres und die der Arbeitskräfte hinter der Front. Seit Jahren sei das System der Mobilisierung jedes Deutschen im Kriegsfalle ausgearbeitet worden. So werde jeder auf den Posten gestellt, auf welchen er am allermeisten nütze. Alle verfügbaren Arbeitskräfte seien aufgebunden worden. Deutschland verfüge heute nur noch über 100 000 Arbeitslose. In anderen Ländern würde man diese Arbeitslosen als Invaliden bezeichnen. Besonderer Wert wurde auf die Berufsausbildung und auf die Arbeitskräfte der Frauen gelegt, die in weitestgehendem Maße Männer schon heute auf verschiedenen Gebieten ersetzen.

Dann führt der Korrespondent einige Beispiele an. Der Eigenverbrauch Deutschlands an Textilgütern sei durch das Bezugssystem sehr verringert worden. Trotzdem arbeiteten die Industrien mit voller Kraft, um exportieren zu können. Während England und Frankreich im Augenblick ganze Luftflotten in Amerika bestellen wollten, führe Deutschland, als ob nichts geschehen sei, Flugzeuge ins Ausland aus. Während England gar nicht daran denke, unter den heutigen Umständen Schiffe, die es für ausländische Rechnung auf Stapel stehen hat, abzuliefern, nehme Deutschland sogar gern neue Bestellungen von Schiffen aus dem Auslande entgegen.

Man habe in Deutschland berechnet, daß jeder Soldat an der Front nur dann erfolgreich auftreten könne, wenn zwei vollwertige Arbeitskräfte in der Heimat für seine Ernährung und Bewaffnung Sorge tragen. Der hollän-

dische Korrespondent faßt seine gesamten Eindrücke über die wirtschaftlichen Kriegsmahnahmen Deutschlands in die Worte zusammen: „Das finanzielle Wunder gehöre der Vergangenheit an, nun beginne das industrielle Wunder.“

Rußland liefert bereits

Holland vom Tempo des Warenaustausches beeindruckt

Amsterdam, 6. September

Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ und das „Hansdelsblad“ bringen Berichte ihres Berliner Korrespondenten über die deutsch-russischen Handelsbeziehungen. Es heißt darin, man sei in Berlin sehr befriedigt über das schnelle Tempo, mit dem das System des deutsch-russischen Warenaustausches verwirklicht werden kann. Inzwischen habe die deutsche Regierung Graf von der Schulenburg und Dr. Schnurre nach Berlin berufen, um ihren Rat zu hören. Der Korrespondent fügt hinzu, daß die Reise den Eindruck hinterlasse, als werde Botschafter Schulenburg in Berlin weniger über politische Dinge als über Wirtschaftsfragen verhandeln.

Wahrscheinlich am Montag werde die abschließende Phase der deutsch-russischen Besprechungen eingeleitet werden, die eine grundsätzliche Uebereinkunft in bezug auf die Mengen, die Rußland an Rohstoffen und Lebensmitteln Deutschland liefern soll, und den Preis, den Deutschland dafür in Fertigwaren bezahlen muß, festlegen werde. Schon jetzt seien beide Seiten übereingekommen, daß der zukünftige deutsch-russische Warenverkehr sich ausschließlich auf den Tausch beschränken solle.

Die ersten russischen Lieferungen, so wird in dem Bericht hervorgehoben, hatten schon stattgefunden. Rußland werde innerhalb zweier Monate eine Million Tonnen Futtermittel an Deutschland liefern. Diese Lieferung stelle einen größeren Wert dar, als der gesamte deutsch-russische Warenaustausch im Jahre 1938. Ferner werde Rußland unverzüglich große Mengen Mangan und andere Erze, Erdöl und Erdölzeugnisse und Kautschuk, vor allem Flachs, nach Deutschland liefern. Auch die deutschen Lieferungen an Rußland hätten bereits begonnen. Die großen Projekte, wie Bau und Einrichtung ganzer Fabrikanlagen, müßten noch ausgearbeitet werden.

Arbeitslosengespenst in Belgien

Der Versorgungsminister berichtet über die Kriegsleiden

Brüssel, 6. November

Wie schwer Belgien unter dem von England gewollten Kriege leidet, geht aus einer Rundfunkansprache des Versorgungsministers Delpoix hervor. Der Minister betonte, die Mobilisation habe das wirtschaftliche Leben des belgischen Volkes völlig umgewälzt. Die durch die Blockade hervorgerufenen Versorgungsschwierigkeiten hätten die Lage stark verschlechtert. Um diesen schweren Ereignissen gegenüberzutreten, müsse das Land alle Kräfte zusammenraffen. Man müsse die Politik der Neutralität loyal ausüben.

Ueber die Arbeitslosigkeit berichtete der Minister, daß Belgien seit dem 2. November in eine schwierige Lage eingetreten sei. Im August 1939 habe es 168 000 Arbeitslose gezählt. Am 15. September habe sich diese Zahl trotz der Einberufungen einer großen Zahl von Arbeitslosen unter die Waffen auf 235 000 gesteigert. Nach einigen Wochen habe sie sich jedoch wieder auf 100 000 gesenkt. Das sei eine schreckliche Last für das Budget.

Dänischer Dampfer gesunken

Englische Minen erforderten neues Opfer

Kopenhagen, 6. November

Der Dampfer „Canada“ der Ostasiatischen Kompanie ist, wie in der Nacht zum Sonntag bekannt wurde, auf der Fahrt nach Kopenhagen durch eine englische Mine schwer beschädigt worden. Das Schiff ist gesunken. Diese Mitteilung wurde in der dänischen Öffentlichkeit mit großer Trauer aufgenommen.

Das Schiff gehörte zu den größten Schiffen der dänischen Handelsflotte.

Auffallendes Stillschweigen

USA-Presse ignoriert französischen Uebergriff

Berlin, 6. November

Aus Barcelona wird gemeldet, daß der amerikanische Dampfer „New Orleans“ von den Franzosen am 29. Oktober nach Oran aufgebracht wurde. Es handelt sich um ein Schwesterschiff des Dampfers „Dakman“. Die Ladung besteht aus amerikanischer Baumwolle und war für Spanien und Italien bestimmt.

Es ist auffallend, daß die amerikanische Presse diesen Fall noch nicht aufgegriffen hat. Bei dem jetzigen Fall handelt es sich um eine vollkommen rechtmäßige amerikanische Verschiffung von Waren für neutrale Länder, die diese Waren in Friedenszeiten aus Amerika regelmäßig beziehen.

Fliegerische Glanzleistung

Fallschirmabsprung eines Russen aus 10 000 m Höhe

Moskau, 6. November

Der russische Ingenieur Solodownik hat die bemerkenswerte Leistung vollbracht, aus 10 000 m Höhe mit dem Fallschirm abzuspriegen. Er hatte zu diesem Zweck einen besonders hermetisch geschlossenen Anzug angelegt, der ihm die Atmung in dieser enormen Höhe gestattete. Der Abprung dauerte 22 Minuten.

erfüllen. Wenn es das typische Merkmal des bürgerlich-liberalen Staates war, dem Kinde zwar die Anfangsregeln der Bildung, das ABC und das Einmaleins in staatlichen Schulen beizubringen, es jedoch, wenn es im Besitze dieser Voraussetzungen war, nicht-staatlichen und meist störenden Kräften zu überlassen, vertritt der Nationalsozialismus demgegenüber den Standpunkt, daß die Erziehung des deutschen Menschen eine Sache des Staates ist. Daß der Staat deshalb nicht zu unterhalten hat, sondern daß es darüber hinaus seine Pflicht und Aufgabe ist, das Volk in den Jahren zu erziehen, in denen es für den Einsatz für große nationale Ziele reif und bereit sein muß. Deshalb ist die politische Führung der Presse, des Rundfunks, des Films und des Theaters nicht Sache von Einzelmenschen oder Privatgesellschaften, sondern Sache des Staates und der Staatsführung. Und somit steht auch der Film vor allem in Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, im Dienste der Aufgaben, die wir zu erfüllen haben.

Wenn wir also auch am Sonntag in die Kinotheater führen, so ist dies auch ein Stück der nationalpolitischen Erziehung. Und so wende ich mich nun an euch alle, und es soll das, was ich euch zu sagen habe, durch den Film als den künstlerischen Verfächter unserer Weltanschauung ergänzt und bekräftigt werden. In diesem Sinne richte ich an euch meinen Gruß. Wie alle Ereignisse des Gemeinschaftsgedankens unseres Volkes, so wollen wir auch diese Stunde mit dem Gruß an den Führer beginnen. In schwerer Zeit steht das ganze Deutsche Volk und vor allem die deutsche Jugend um den Führer versammelt. Er ist für uns der Garant unseres Sieges und einer großen, leuchtenden Zukunft, die sichtbar schon vor unseren Augen steht!

Nachdem Dr. Goebbels unter stürmischem Beifall geredet hatte, wurde ein von der Reichsjugendführung zusammen mit der Deutschen Filmgesellschaft hergestellter Film „Einsatz der Jugend“ vorgeführt. Im Rahmen einer Spielhandlung wurde hier gezeigt, wie vielfältig die Jugend ihre Kräfte zur Verfügung stellt.

Mit großer Begeisterung wurde dann die Ankündigung des Films „D III 88“ entgegengenommen, der den Jungen und Mädchen ein packendes Bild aus dem Leben der deutschen Luftwaffe darstellte. So wurde diese Filmfesterstunde durch den Zusammenklang des gesprochenen Wortes und des Films ein gewaltiges Erlebnis im Sinne der politischen Erziehung, von denen Dr. Goebbels in seiner Rede gesprochen hatte.

WSW

Günstiges Ergebnis der Straßensammlung

Was tut ein Winterhilfssammler, wenn es regnet? Er sammelt erst recht! Aber das braucht nicht erst die „Deutsche Lodzer Zeitung“ zu erzählen, das haben wir ja alle gestern selbst erlebt, die wir dem Wetter zum Trotz auf der Straße waren. Es gab in der Tat auch nur wenige, die keines der hübschen Abzeichen trugen. Wer hätte es auch übers Herz bringen können, mit leeren Mantelausschlägen an den vielen Sammlern und Sammlerinnen vorbeizugehen, die am Sonnabend und Sonntag büchsenklappernd die Straßen auf und ab gingen.

Zuerst habe ich mich ja schwer geärgert. Das war am Sonnabend. Ich hielt meine Münze bereit, kam an einigen Gruppen von Sammlern und Sammlerinnen vorbei, aber niemand hielt mir die Büchse unter die Nase. Schüchtern wie ich schon einmal bin, wartete ich, daß ich zum Geben aufgefordert würde. (Ich bin ja nicht umsonst ein Lodzer!) Endlich erbarmte sich ein nettes Mädchen meiner und nahm meine Gabe entgegen.

Natürlich war meine Zurückhaltung fehl am Ort. Man muß vielmehr so handeln, wie die Offiziere, die an den Straßensammlungen ihre Wagen halten ließen, um ein WSW-Abzeichen zu erwerben.

Am Abend besuchte uns ein Pimpf in der Schriftleitung, der uns allen als WSW-Abzeichen kleine Enten onböt. „Weil Sie doch von der Zeitung sind...“ Wir haben uns natürlich gegen diese freche Anspielung zur Wehr gesetzt und erklärt, daß die Presseleute vom Zeichen der Zeitungsenten alle nach Rumänien ausgewandert sind.

Aber genommen haben wir die Enten doch. Sie waren zu lieb.

Am Sonntag lief ich einer Kameradin aus der Schriftleitung in den Weg, die gleichfalls fleißig die Büchse schüttelte. Sie war tief unglücklich, weil sie kaum eine halbe Stunde sammelte, aber nur noch eine Handvoll Abzeichen besaß.

Am Abend nahm ich Gelegenheit, bei der NSB vorzusprechen, wo die WSW-Straßenschlacht „bearbeitet“ wurde.

Ob ich nicht das Ergebnis der Sammlung erfahren könnte, fragte ich.

„Ausgeschlossen, die Zählung des Inhalts der Büchsen kann leider erst am Montag vorgenommen werden, weil sehr viel eingegangen ist, viel mehr, als wir uns jemals erträumten. Viele Büchsen sind bis zum Rand gefüllt. Sehen Sie aber schon jetzt in die Zeitung, daß die erste öffentliche Winterhilfssammlung in Lodz — so viel läßt sich bereits übersehen — äußerst günstig ausgefallen ist und ein Ergebnis zeitigte, wie wir es nicht erwartet hatten.“

Was hiermit mit großer Genugtuung verzeichnet sei. Fred

Neues Blau im Straßenbild

Die Lodzer Sipo eingekleidet

Das Straßenbild unserer Stadt wird schon seit Wochen durch die Uniformen der deutschen Wehrmacht, des Reichsarbeitsdienstes, der Partei und ihrer Formationen, der Gendarmerie und der Eisenbahner bestimmt. Waren sie uns anfangs auch neu, als fremd haben wir sie niemals empfunden. Schon vom ersten Tage an war es uns, als könne das überhaupt nicht anders sein.

Trotzdem — wenn uns auch die Uniformen vertraut waren, so waren doch die Menschen, die sie trugen, keine Lodzer. Es dauerte zwar nicht lange, da hatten wir mit den Kameraden, die aus dem Reich zu uns gekommen waren, Bekanntschaft gemacht und mit vielen von ihnen Freundschaft geschlossen; aber Lodzer Menschen in deutschen Uniformen, die haben uns immer noch gefehlt.

Warum? Weil die Uniform das äußere Zeichen dafür ist, daß man einer Gemeinschaft angehört, daß man an ihrem Wirken teilnimmt. Getan haben wir es wohl, aber ohne äußeres Zeichen. Uns fehlte ein Sinnbild dafür.

Jetzt ist das anders geworden. Die Lodzer Hilfspolizei ist eingekleidet. Stolz tun die Männer in ihren schmrucken blauen Uniformen Dienst. Nicht minder stolz aber sind auch wir übrigen Lodzer. Sind die Sipo-Männer doch der erste augenfällige Beweis dafür, daß wir Lodzer Deutschen zupacken und unseren Beitrag zum Aufbau und zur Sicherung des Großdeutschen Reiches leisten.

Ein neuer Farbton im Straßenbild, Lodzer deutsche Menschen in Uniformen des Reiches. Wir glauben daran, daß die Männer der Hilfspolizei nicht nur ihr neues Kleid in Ehren tragen werden, sondern daß sie auch im neuen Kleid dem Lodzer Deutschland Ehre machen werden. Wir anderen, die wir keine Uniform tragen, wollen unsere Pflicht deswegen nicht minder treu erfüllen. a. u.

Straßenbahnen müssen pausieren

Strommangel unterbrach den Verkehr der Elektrischen

Im Lauf des gestrigen Sonntags kam es zweimal zu längeren Unterbrechungen des Straßenbahnverkehrs, und zwar am Vormittag und am Abend. Am Vormittag dauerte die teilweise Verkehrsaussetzung etwa eine halbe Stunde und am Abend anderthalb Stunden. Verursacht wurde diese Störung durch Strommangel.

„Die drei Eisbären“

Wieder Breslauer Gäste in unserem Theater

Zum zweiten Male in dieser schön und festlich eröffneten Spielzeit durften wir gestern auf der Bühne unseres Theaters Breslauer Gäste begrüßen. Diesmal kam das Breslauer Schauspielhaus mit dem dreiaktigen Lustspiel von Maximilian Witus „Die drei Eisbären“ und errang sich am Nachmittag und am Abend zwei weitere Erfolge. Schon am Nachmittag war der Saal sehr gut besetzt, und uns alle beherrschte wie vor zwei Wochen auch gestern das Gefühl der Freude darüber, daß deutscher Bühnenkunst von neuem die Möglichkeit freier Entfaltung in unserer Stadt gegeben ist. So waren auch die beiden gestrigen Aufführungen etwas Außerordentliches und Fröhliches für uns, und dieses Gefühl wird eine geraume Zeit anhalten; bis wir deutsches Theater wieder als etwas Selbstverständliches hinnehmen werden.

Die Geschichte von den drei „Eisbären“, ihrer Wandlung und Befehrung ist eine sehr lustige Angelegenheit. Die drei Brüder Haldenegger leben, wenn man von der alten Haushälterin Veronika absieht, allein und abgeschlossen auf ihrem Berghof und sind darüber ein bißchen schrullig geworden. Ein jeder der drei Bauern bildet sich ein, ein abgebrühter Junggeselle und ums Herz mit einem Eispanzer versehen zu sein, der allen Verlockungen trocken könne. Und als die alte Broni sich mit einem bösen Fliegenstich im Knie ins Bett legt, ist ihnen ihr geruchlos-unbehaagliches Leben immer noch lieber und die Weiberfeindschaft immer noch so mächtig, daß sie den Viehhändler Anthuber, der sich gern einen Kuppelpelz verdienen möchte, mit einem Hohnlachen davongehen lassen. Bis —

Bis eines un schönen Gewittertages ein Rindweinen vor der Haustür das Rad der Haldeneggerischen Familiengeschichte in eine andere Richtung dreht. Ein Findelkind gerät in das Dreibüchsenhaus, und die Eispanzer um die drei Herzen werden um eine erhellende Schicht dünner. Der Peter und der Pauli und der Juliane sträuben sich gewaltig gegen die unbekannteren Gefühle, die in ihrem Inneren herumzurumoren beginnen, und die alte Veronika lamentiert, weil sie ihre Vorherrschaft und ihre erworbenen Rechte bedroht sieht. Aber, wie gesagt, das Rad läuft einen anderen Weg, und als der Pfarrer, an den die

drei Brüder sich wegen des Findelbuben wenden, ihnen einen guten Rat, einen sehr guten, klugen, hübschen Rat mitgibt — ja, da ist alles aus, und es kommt, wie es kommen muß. Nur der Anthuber hat es sich nicht träumen lassen, daß er und die Gaslocherin, die so warm empfohlene gute Partie, zum zweiten Male mit einem Hohnlachen davongeschickt werden...

Die Breslauer Gäste stellten uns gleich mitten hinein in das Geschehen dieses frisch und fröhlich geschriebenen Stücker. Die drei Akte hatten immer das richtige, weder zu behäbige, noch zu wirbliche Tempo, und die Mitwirkenden zeichneten die Gestalten der drei Eisbären und der anderen Personen in lustig bunten Farben und waren ganz offenbar mit Freude und Liebe am Werk. Kein Wunder daher, daß sich die große Zuschauer- und Zuhörergemeinde sofort hineinziehen ließ in das vergnügliche Geschehen und daß sie ab und zu sogar das Spiel auf der Bühne durch Beifall unterbrach.

Sehr gut waren vor allem Louis Oswald und Hanns Kurth in den Rollen der Zwillinge Peter und Pauli Haldenegger; sie stellten die beiden rettungslosen Junggesellen mit ihren kleinen Eigenheiten und Schwächen und ihren goldenen Herzen vollendet dar; würdig reichte sich diesen beiden Viktor, Pilot an, der „den Anderen“, den dritten und jüngsten Haldenegger, frisch und einfach spielte. Mit herzhaftem Humor erfüllte Käthe Sabel-Meimers die Gestalt der alten Veronika, und Hanna Meyer war wirklich ein blühendes Madl, dem man die Fähigkeit, verstockteste Junggesellenherzen zu erweichen, jeden Augenblick glaubte. Elisabeth Kunze spielte die Gaslocherin, Josef Pretenthaler den Viehhändler Anthuber mit Geschick.

Man hatte wieder Gelegenheit, sich über ein stilvolles freundliches Bühnenbild zu freuen. Markgraf

Die beiden letzten Gastspiele des Breslauer Schauspielhauses finden bekanntlich heute statt. Während die Nachmittagsvorstellung ausverkauft ist, sind Karten zur Abendaufführung noch erhältlich.

Aus der Lodzer Umgebung

Rombin

Einführung des neuen Gemeindevogts

Der vom Landrat ernannte neue Vogt Robert Kwast wurde in diesen Tagen in sein Amt eingeführt. Vor dem Gemeindehaus versammelten sich gegen zehn Uhr vormittags der Selbstschutz, der Musikzug der Mikolajewer Feuerwehr, viele Angehörige der Wehrmacht sowie zahlreiche Mitglieder der Gemeinde. Um halb elf Uhr erschien der neue Vogt in Begleitung des Kreisleiters des Volksverbandes, Jencho, und des Lg. Daniel Golsz. Während der Musikzug einen Marsch spielte, meldete der Kommandant des Selbstschutzes die Anwesenheit der Mannschaft des Rombiner Selbstschutzes. Nach der Uebernahme der Rassenbücher und des Barbestandes von dem vorläufigen Vogt Otto Henschke begab sich der neue Vogt in Begleitung vieler Deutscher in den Gemeindefaal. Lg. Daniel Golsz begrüßte den Vogt im Namen aller deutschen Vereinigungen und Ortsgruppen des Volksverbandes. Redner kam auf die Verdienste des Neuernannten zu sprechen, der als langjähriger Deutschstumskämpfer (er war u. a. Mitglied des Hauptvorstandes des Deutschen Volksverbandes in Polen seit dessen Gründung) gewirkt und es verdient habe, die Geschicke der Gemeinde zu leiten. Die Deutschen von Rombin würden den neuen Vogt in seiner nicht leichten Arbeit stets unterstützen. Vogt Kwast dankte dem Redner und versicherte, daß er noch mehr als bisher alle seine Kräfte in den Dienst des deutschen Volkes stellen werde. Kreisleiter Jencho schilderte die bisher geleistete Deutschstumsarbeit in der Gemeinde Rombin. Mit einem dreifachen Sieg-Hell auf Führer und Volk schloß die Fete.

Vortrag und Abschiedsfeier

Am Donnerstag, den 2. November, erlebte Rombin sein erstes großes Volksfest, das zugleich als Abschiedsfeier für die dort stationierte deutsche Wehrmacht gedacht war. Es waren weit über 400 Volksgenossen erschienen. Herr Daniel Golsz schilderte in einem Vortrag seine Eindrücke während der Verschleppung. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten die Anwesenden den erschütternden Ausführungen des Redners. Manche Frau weinte. Der Vortrag klang aus in einen Dank an den Führer für seine Befreiungsstat und mit den deutschen Liedern. Herr Frey aus Alexandrow sprach nun über die Einwanderung der Deutschen in Polen. Auch dieser Vortrag fand bei den Anwesenden großes Interesse.

Nachdem einige Lieder gesungen worden waren, folgte eine Pause, in der ein von der Frauenschaft vorbereiteter Imbiß gereicht wurde. Nun wurden einige Gedicht vorgetragen und verschiedene Volkslieder gesungen. Auch ein Soldatenchor trug einige Lieder vor. Zwischendurch spielte der Musikzug der Mikolajewer Feuerwehr.

Lg. Daniel Golsz ergreift nochmals das Wort an die Kameraden von der Wehrmacht. Er dankte ihnen in warmen Worten für die Befreiung aus großer Drangsal. Der Kommandeur der in Rombin stationierten Einheit der

Wehrmacht dankte für die freundliche Aufnahme seiner Kameraden in Rombin und für die schöne Abschiedsfeier. Tanz beschloß den stimmungsvollen Abend, wie Rombin einen solchen bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Eine Sammlung für verwundete Soldaten erbrachte die Summe von 132,55 Zloty.

Belchatow

Ein Festtag der deutschen Jugend

In diesen Tagen feierten die deutschen Schulkinder von Belchatow das Fest des Umzuges aus den alten, engen Schulräumen in das vor wenigen Jahren ausgebaute ehemals polnische Schulgebäude, das den Namen „Adolf Hitler-Schule“ erhielt. An der Fete nahm auch Kreisultrat Schöning aus Petrikau teil. Nach einer Abschiedsansprache des Bürgermeisters der Stadt, des Pastors J. Gerhardt, setzte sich der Festzug der Kinder, mit dem Hakenkreuzbanner und der schwarzen Fahne des DVB an der Spitze, unter schneidiger Marschmusik der neuen Schule zu in Bewegung. An Ort und Stelle hielt Kreisultrat Schöning eine Ansprache, in der er die vorbildliche Haltung der Volksdeutschen in den langen Jahren der Fremdherrschaft hervorhob und ihnen neue Richtlinien wies. Darauf erfolgte die Uebergabe des Schulgebäudes in die Obhut des Bürgermeisters.

Im Anschluß an die Fete fand unter Leitung von Kreisultrat Schöning in Anwesenheit der Beauftragten für die HJ, Krenz und Gruber, eine Besprechung statt, in der besonders die Frage einer engen Zusammenarbeit zwischen HJ und Schule erörtert wurde.

Einen besonders freudigen Ausklang fand der Tag durch die Uebernahme des ehemaligen polnischen Schützenhauses für den DVB und die HJ mit Marschmusik marschierten die Formationen der Jugend am ehemaligen Schützenhaus, das von jetzt ab Hermann Göring-Haus heißen wird. Der Beauftragte für die HJ, Krenz, richtete an die angetretenen Jungen und Mädels eine Ansprache. „Reiflose Hingabe an unsere Arbeit“, so führte er aus, „soll der Dank dafür sein, daß es uns ermöglicht wurde, in dieses stattliche Haus einzuziehen. Nehmt willig auf euch alle Arbeit und Mühe. Werdet würdige Nachfolger und Treuhänder unserer alten treuen Kämpfer der nationalsozialistischen Bewegung, des DVB. Werdet ihnen gleich an Einsatz- und Opferfreudigkeit!“



Der Leidensweg der Wolhyniendeutschen

Von Luck nach Bereza Kartuska

Von Leo Kleindienst

Von Mai begann die geheime Staatspolizei in Luck uns dauernd zu beobachten und zu bewachen. Am 1. Juni wurde ich von dem Chef der geheimen Staatspolizei, der übrigens vor dem Weltkrieg eine Zeitlang in Dortmund gelebt hatte und daher sehr gut deutsch sprach, vorgeladen. Mit wüsten Beschimpfungen auf den Führer und das deutsche Volk verlangte er Auskunft über einen Brief, den eine Frau S. aus Deutschland geschickt haben sollte. Da ich keine Auskunft geben konnte, wurde ich über Nacht in Arrest gehalten und bei mir eine Hausdurchsuchung durchgeführt. Bei der Vernehmung wurde ich unter anderem gefragt, ob ich die Grenzen von Polen kenne. Ich antwortete bejahend. Da lachte der Mann auf und sagte: „Nein, Sie kennen sie nicht. Die Grenzen gehen von Stettin bis Breslau an der Oder entlang, und Ostpreußen ist polnisch.“ Da ich auf diese Ausführungen nichts erwiderte, wurde der Polizeibeamte wütend und rief mir zu: „Sie sind wohl anderer Meinung, weil Sie schweigen?“

Ich und alle anderen deutschen Volksgenossen in Luck und ganz Wolhynien wurden dauernd bewacht und verschiedenen Schikanen ausgesetzt. In der Zwischenszeit wurden alle deutschen Genossenschaftsmittel geschlossen, so daß die deutschen Bauern dieser Hilfe verlustig wurden. Am 28. August hat mich eine innere Abnahme dazu geführt, sämtliche Schriftstücke, Karten und Bilder zu vernichten, um bei einer etwaigen Durchsuchung der Geschäftsräume der Deutschen Handelsgenossenschaft kein belastendes Material zu haben. An diesem Tage kam der Chef der geheimen Staatspolizei mit drei Kriminalbeamten in die Büroräume der Kredit-Handelsgenossenschaft in Luck. Sämtliche Angestellte mußten, die Hände hoch erhoben, in einer Ecke zusammentreten. Während der Dauer der Durchsuchung, die nichts Belastendes ergab, wurde das Büro versiegelt und alle Angestellten für sieben Uhr abends zur geheimen Staatspolizei vorgeladen. In der Zwischenzeit wurden einige Lehrer und eine deutsche Frau verhaftet. Die Lehrer blieben in Haft, während die Frau nach drei Tagen, halb wahnsinnig infolge schwerer Mißhandlungen, entlassen wurde.

Im Verlauf des Verhörs wurde maßlos über den Führer und den Nationalsozialismus geschimpft. Alle Anwesenden wurden mit dem Bemerkten entlassen, daß sie aus Luck verschwinden sollten, da sie hier keinen Platz zum Leben mehr hätten. Wir nahmen alle an, daß dies nur eine Provokation wäre, um uns zu einer Mordtätigkeit zu verleiten, um uns dann sicherer ins Gefängnis sperren zu können.

Am 1. September wurde die Lebensmittelabteilung der Handelsgenossenschaft von der Polizei versiegelt, desgleichen auch sämtliche deutschen Genossenschaften auf dem flachen Lande. Am Laufe des 2. September wurden weitere Deutsche verhaftet. Am Montag kam in meine Wohnung ein polnischer Major und ein Polizist, der die zwei Zimmer aufweisende Wohnung für polnische Flüchtlinge beschlagnahmen wollte. Als er hörte, wer ich sei, sagte er: „Was, Du bist noch hier, Du bist noch nicht gehängt? Die Deutschen sind alle Schweinehunde.“

In der Zwischenzeit erhielt Luck den Besuch deutscher Krieger, die die Stadt umkreisten. Die deutschen Kolonisten des Dorfes Wincentonka wurden sämtlich verhaftet und nach Bereza Kartuska gebracht, weil in der Nähe ein deutscher Krieger mit Fallschirm abgesprungen sein sollte.

Am 5. September wurden allen Deutschen in Luck die Radioapparate weggenommen. Mittags kam der Chef der geheimen Staatspolizei mit einem Polizisten, der mich sofort so in Ketten schloß, daß meine Hand nach einiger Zeit angeschwollen war. Ich wurde in Untersuchungshaft gebracht. Zur Verabschiedung von meiner Frau ließ man mir kaum Zeit. Man bemerkte, daß das Abschiednehmen nicht nötig wäre, da ich sowieso nicht mehr zurückkommen würde und ein Wiedersehen im Jenseits möglich sei.

Ich wurde vorläufig in Untersuchungshaft gehalten. Bei Niederschrift des Protokolls überlegten die Beamten, was für ein Grund für die Inhaftierung angegeben wäre. Sie einigten sich zum Schluß auf Staatsverrat. Ich kam in eine Zelle von ungefähr zwölf Quadratmeter Raum, die schon von 27 Volksgenossen besetzt war. Diese Leute hatten schon vier Tage nichts zu essen bekommen. Von uns wurden Zimmerabdrücke genommen. Während der Vernehmung wurden unsere Köpfe von einem Polizisten mit der Faust gegen die Wand geschlagen. In der Nacht des 6. September wurden sämtliche Deutschen aus den einzelnen Zellen zusammengefaßt. Ich wurde mit 188 anderen Deutschen in die Garage eines Polizeikommissariats gepfercht, wobei die bereits sehr Entkräfteten infolge der Kälte und des Hungers schwer zu leiden hatten. Da in der Garage keine Möglichkeit zur Verrichtung der Notdurft bestand, meldete sich ein Volksgenosse, um hinausgeführt zu werden. Er wurde von der Polizei mit Fußtritten behandelt. In der Zwischenzeit kamen öfters Polizisten und mißhandelten uns mit Kolbenschlägen.

In der Nacht vom 7. zum 8. September mußten wir im Hof antreten und wurden zu zweit mit Ketten, die sehr stark angezogen wurden, zusammengeschlossen. Nach zwei Stunden erhielten wir einen Schein, der mitteilte, daß wir für 30 Tage interniert sind. 171 Personen mit 40 Mann Bewachung gingen zum Bahnhof, wo sie in Güterwaggons verladen wurden. Die Fahrt ging in Richtung Komel, und nun mußten wir, daß wir nach dem berüchtigten Konzentrationslager Bereza abgeschoben wurden.

Die Kette war so angezogen, daß mein Handgelenk so anschwellte, daß die Kette überhaupt nicht zu sehen war. Auf meine Bitte an die Polizei, die Kette um ein Glied nachlassen zu wollen, erhielt ich Schläge mit dem Gummiknüppel mit dem Bemerkten, daß die Kette erst dann nachgelassen würde, wenn meine Hand schwarz geworden wäre.

Als wir in Brest ankamen, wurden wir von der Bevölkerung und den Reservisten tödlich angegriffen. Die Polizei rührte keinen Finger, als Steine und Stöcke in unseren Waggons flogen und eine Frau mit Stricknadeln in die Gesichter der Gefangenen stach. Erst als der Boden und die Wand des Waggons mit dem Blut der Gefangenen bespritzt waren, schritt die Polizei ein und verbot weitere Tötlichkeiten.

Am Abend kamen wir in Bereza an. Bei der Aufstellung erhielten wir Schläge mit der Faust und dem Gummiknüppel. Bei der Verteilung in die einzelnen Baracken mußten sämtliche Deutschen ein Spiekrutenlaufen durch eine Polizeikette über sich ergehen lassen. Die Polizisten waren mit Knütteln, Sotten und Stöcken bewaffnet. In meiner Anst übernahm ich eine Vertiefung und fiel in ein Loch. Als man mich herauszog, wurde ich so geschlagen, daß ich halb besinnungslos war. Dann brachte man mich mit 30 Mann in eine nasse Betonzelle. Dort blieben wir drei Tage ohne Essen. Am nächsten Tag mußten wir antreten und alles, was wir besaßen, abliefern. Als „Besitznahme“ durften wir aus einem Wagon Wasser zum Trinken nehmen. Die Warnungen eines inhaftierten ukrainischen Arztes vor dem Genuß des Wassers nützten nichts. Die Folge war, daß der größte Teil der Gefangenen an der Ruhr erkrankte.

Wir wurden des öfteren aus den Zellen herausgeholt, um verschiedene Erdbarbeiten durchzuführen. Zu diesen mußten wir die Strecken im Lauffschritt zurücklegen. Wenn ein älterer Mann das nicht mehr konnte, erhielten alle mit dem Knüttel Prügel. Als

Verpflegung erhielten wir jeden zweiten Tag nur einmal eine Suppe, bestehend aus Wasser und Meie, außerdem 100 Gramm Brot, das einem Lehmbacken ähnlich sah. Jeden Tag mußten alle Deutschen antreten und Straßübungen durchführen. Unter uns waren sehr viele alte Leute, die diese Übungen nicht wunschgemäß ausführen konnten. Sie wurden dafür mit Schlägen bedacht.

In diesem Lager traf ich sämtliche Bauern aus den Kolonien Gnidau, Podhajec und noch vielen anderen deutschen Kolonien Wolhyniens. Sämtliche erreichbaren evangelischen Geistlichen waren ebenfalls im Konzentrationlager und wurden genau so wie jeder andere behandelt.

Wasser bekamen wir jetzt täglich zwei Eßlöffel. Am Freitag, den 15. September, wurde der Barackenbau eingestellt und wir mußten in den Zellen bleiben. In der Nacht zum 17. September marschierte ein Teil der Polizei ab. Aus diesen Anzeichen merkten wir, daß die Lage für die Polen schlecht sei. In der Nacht zum 18. September rief uns ein polnischer Feuerwehrmann zu, daß alle Polizei fort sei und wir alle frei wären. Anfangs vermuteten wir eine Falle. Als wir uns dann aber davon überzeugt hatten, daß dem wirklich so war, war der Jubel groß. Wir entwichen durch die Fenster und befreiten alle übrigen Gefangenen. Auf diese Weise kam es auch heraus, daß 800 deutsche Frauen ebenfalls anwesend waren.

Wir bewaffneten uns mit Spaten und Patten und legten als erstes den Stachelbrachraum um das Lager um. Nach dem Aufbrechen einer Zelle fanden wir zwei tote Deutsche, und zwar waren es der mit einer Kette erhängte Organist Werner aus Grobno und ein gewisser Polts aus Bialystok, dem das Genick gebrochen war.

Wir marschierten ab und legten am ersten Tag 38 Kilometer in Richtung Kobrin, wo deutsche Truppen vermutet wurden, zurück. Auf dem Weg dorthin teilten wir uns in kleinere Gruppen, da die befürchtete Entkräfteten nicht so schnell fortzukommen wie die anderen. Unterwegs wurden wir von den Wehrkräften sehr anständig behandelt, diese gaben ihr Bestes für uns her. Unterwegs brach ich zusammen und konnte erst nach einer längeren Pause weitergehen und den Haupttrupp einholen. Nachts lagerten wir auf einem Kartoffelfeld. Um vier Uhr früh kamen wir zu einer abgebrannten Brücke und mußten den Fluß durchwaten. Drei Kilometer vor Kobrin sahen wir in einem Dorf die ersten deutschen Soldaten. Es waren das ein Leutnant und zwei Mann. Jeder von uns weinte vor Freude über dieses Zusammentreffen.

In Kobrin wurden wir von den deutschen Truppen sehr herzlich empfangen und verpflegt. Am nächsten Tag ging es weiter nach Sabinka. In den Dörfern waren schon Begrüßungstransparente für die rote Armee von der Dorfbevölkerung angebracht, da dies ja das Interessengebiet der Russen war. Wir kamen nun zu einem Eisenbahnzug, mit welchem wir nach Brest gebracht wurden. Dort wurden wir in einem Gymnasium untergebracht und verpflegt. Wir bildeten verschiedene Gruppen und wurden mit Lastkraftwagen nach Zambrow vor Lomza gebracht, wo wir von dem Stadtkommandanten für jeden Mann 30 Plots erhielten. Anschließend wurden wir mit Autos nach Johannsburg in Ostpreußen gebracht, von wo wir nach Friedland in ein Durchgangslager kamen. Dort blieben wir bis zum 1. Oktober. Anschließend fuhr ein Teil nach Bromberg, um von dort nach Wolhynien heimzukehren.

Unser Leben

Wer kann unsre Seele töten,
Wer das junge Blut verderben!
Ringt der Baum in Sturmesnöten,
Rinnt der Stamm aus offenen Kerben:
Tief im Boden — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Süßt die Wurzel und saugt Leben.

Wer kann unsre Herzen zwingen,
Wer die hellen Augen blenden!
Not lehrt Deine Wulle singen,
Not wiew Deine Blide wenden:
Tief in Dich, wo — tausend Streben,
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen —
Deines Blutes Wurzeln leben.

Wer kann unsre Hände binden,
Wer den Flammgeist vernichten!
Unser Werk wird Freiheit finden,
Wird die bange Nacht durchsichtigen:
Bodentreu, durch tausend Streben
Eng geschlungen,
In die schwere deutsche Erde hart gedrungen,
Quillt uns Leben, unser Leben!

G. Kolbenheyer

Es ist bei den Bäumen wie bei den Menschen

Es war im Herbst 1918. Ostwind segte über die marjischen Gefilde, die soviel Blut getrunken hatten. Schneewirbel tanzten über die Felder, als schritten sie zum Totentanz. Im Wald prüfte ein Mann in grauer Reiteruniform, den Karabiner in der Faust. Scheu blühte er umher. Ihm ist heute so unsicher zumute, daß er sich selbst zur Ruhe mahnen muß; ist es vielleicht die Erinnerung an den Ehrentag der I. Kavalleriedivision, wo sie 1915 bei Wilkoshi die russischen Batterien niederritten? Damals war er ein ehrliebender Soldat gewesen. Der Rittmeister hatte ihm das Eisene Kreuz auf die Brust geheset. Und jetzt? Berlumpft, verliedert, arbeitscheu muß er nehmen, was ihm der Fehler für die gewilderte Ware bietet. Die blonde Antje hat ihm abgejagt — sie will lieber den im Krieg zum Krüppel geschossenen Witwer mit drei Kindern heiraten als ihn, den Taugenichts, der immer sein Versprechen, ein ordentliches Leben anzufangen, vergißt und den Verdienst verläßt. Ja, verläßt, hat sie gesagt, und sie haben sich doch so lieb gehabt.

Ein Rudel Wild prasselt davon. Der Träumer fährt auf. Wo hat er nur heute seine Augen? Bewegt sich dort nicht etwas hinter dem Radibusch? Wie gebannt blickt er nach der Stelle, faßt in die Rocktasche und spannt die Browningpistole. Er geht mit fertigemacher Büchse darauf los. Da — was ist das? Keine 20 Schritte von ihm steht ein alter Kerl im Lodenanzug, die Barthaare gestäubt, in den Augen ein grimmiger Entschluß. Der Wilderer weiß: das ist das Ende. Er kommt nicht mehr dazu, das Gewehr hochzureißen — er hört keinen Knall, er macht einen Sprung in die Luft, fällt aufs Gesicht, dreht sich langsam auf den Rücken und blickt mit geöffneten, starren Augen gen Himmel — zum letztenmal. Der Hegemei-

ster steht neben der Leiche. Er muß an seine beiden Jungen denken, die den ewigen Schlaf auf dem Felde der Ehre schlafen. Der hier liegt, war damals ein Kamerad von ihnen. Das Schicksal warf ihn aus der Bahn. Und nicht stark genug, wurde er zum Taugenichts und Schädling. —

„So sieht eine wahre Wildererergeschichte aus“, sagt der alte Förster und stopft mit seinem Inorrigen Zeigefinger die glühende Nase in der Pfeife fest. „Und wir Forstmänner tun nur unsere Pflicht, wenn wir Ostpreußen reinmachen von Jagdrevieren. Jetzt ist unser Wildbestand wie 'ne Paradedruppe. Nach dem Großen Krieg aber war's schlimm. Die Arbeiter- und Soldatenräte wilderten truppweise. Das Gefühl für Recht und Unrecht ging damals so durcheinander, daß sogar die Sommergäste mich oft befehlen wollten, es wäre doch gar nicht so schlimm, wenn mal statt uns Förstern ein armer Mann ein Reh schösse.“

Den Ede, von dem ich erzählte, suchte ich seit Wochen. Lange hatte ich gemerkt, daß gewildert wurde, aber ich wußte nicht, wer es war. Getroffen habe ich ihn wohl mehrfach, einmal auch angeschossen, aber dann war der Wilderer immer wieder verschwunden. An einem Abend fand ich einen Totenkopf an meine Scheunentür gemalt. Damit hat er sein Schicksal heraufbeschworen. Denn ich dachte, wenn der Kerl mich damit einschüchtern will, hat er es gerade verkehrt angefangen und ging sofort los, obwohl das Wachen mich beschwor, zu Hause zu bleiben. Da traf ich ihn — und hab' meinen Schuß nicht bereut. Was nicht gerade und stark geworden ist, muß fallen. Das ist bei den Bäumen wie bei den Menschen.“

Luigi Teubner

In freier Stunde

Die verhehlte Iphigenie / Von Heinz Erich Platte

Kleine Ursachen zeitigen bekanntlich oft große Wirkungen. Sätte der Kontorist und abhalter Walter Dimpferling, der seit einiger Zeit bei der Witwe Plüschke ein möbliertes Zimmer bewohnte, sich nicht über eine Gipsfigur geärgert, die auf einem hohen hölzernen Postament neben dem Sofa stand, so wäre seine Geburtstagsfeier vermutlich störungslos verlaufen, und der brave Frau Plüschke wäre es erspart geblieben, am helllichten Tage Gespenster zu sehen.

Der Stein des Anstoßes bestand, wie gesagt, in einer Gipsbüste, die die aus der griechischen Sage bekannte Tochter des Agamemnon darstellte. Wenigstens besaß sie ein am Sockel der Figur angebrachtes Messingbüchlein, in das der Name „Iphigenie“ eingraviert war.

Iphigenie schaute mit träumerischen Augen, die die Sehnsucht nach ihrem geliebten Griechenland widerspiegelten, über die linke Schulter nach der Tür hin, durch die jeden Morgen Frau Plüschke ins Zimmer trat, um ihr in Mietler das Frühstück zu bringen. Dimpferling, der von der griechischen Mythologie nicht viel verstand, betrachtete die Figur als ein höchst unnützes Möbelstück. Wenn er sich von dem Sofa erhob und ans Fenster trat, mußte er immer aufpassen, daß er nicht aus Versehen die hölzerne Säule umstieß, die die Iphigeniebüste trug.

„Frau Plüschke“, begann er eines Morgens, „was ist denn das eigentlich für ein Mädchenkopf?“

„Das ist eine Iphigenie.“

„So, so, eine Iphigenie. Sagen Sie mal, können Sie das Ding nicht irgendwo anders hinstellen?“

„Aber weshalb denn?“ fragte Frau Plüschke gekränkt. „Das ist doch direkt ein Schmuckstück für dieses Zimmer.“

„Kann ich nicht finden“, widersprach Dimpferling. „Ich bin nicht für so altmodischen Kram. Außerdem habe ich immer Angst, daß ich mal gegen die Säule stoße. Wenn es dann Stücke gibt, soll ich womöglich noch für den Schaden aufkommen.“

Frau Plüschke schauderte bei dem Gedanken zusammen, daß ihre Iphigenie den Scherbentod erleiden könnte.

„Sie müssen sich vorsehen, Herr Dimpferling“, sagte sie beschwörend. „Es ist ein Hochzeitsgeschenk. So was hält man doch in Ehren. Seit dreißig Jahren steht die Iphigenie nun schon auf demselben Platz, und es ist noch nie etwas mit ihr passiert.“

„Anberufen“, sagte Dimpferling und klopfte dreimal unter die Tischplatte.

Frau Plüschke warf ihrem Mieter einen mißtrauischen Blick zu und verließ mit sorgenvoller Miene das Zimmer. Sie überlegte, ob es nicht doch besser sei, die Büste an einem weniger gefährdeten Ort aufzustellen. Sie hatte plötzlich das Gefühl, als ob Herr Dimpferling geradezu darauf ausginge, das Kunstwerk aus Gips zu zerstoren.

Dimpferling dachte jedoch mitnichten an eine solche Schandtat. Im Gegenteil, er war ängstlich bemüht, eine Verührung mit der schönen Griechin zu vermeiden, um nicht einen Kriegszustand mit Frau Plüschke heraufzubeschwören.

Einige Tage später begann er seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Es traf sich aut, daß es ein Sonnabend war, denn da war er nachmittags dienstfrei.

Um vier Uhr kamen drei Freunde, die er zum Kaffee eingeladen hatte. Eine Viertelstunde später verließ Frau Plüschke die Wohnung, um in der Stadt Einkäufe zu machen.

Einer der Gäste hatte als Geburtstagsgabe eine Flasche Weinbrand bester Sorte mitgebracht. Dimpferling stellte Viskbräuler auf den Tisch und ließ das Grammophon laufen.

Eigentlich war nur eine Kostprobe beabsichtigt; aber da es nicht alle Tage einen so guten Grund zum Trinken gab, ging man dem Inhalt der Flasche gehörig zu Leibe.

„Trinkt“, mahnte Dimpferling. „So jung kommen wir nicht wieder zusammen.“

Er drehte gerade wieder das Grammophon auf, als ihn ein fürchterliches Gepolter zusammenschlug.



Zeichnung: Wille-Lenz

— Als er sich umwandte und sah, was geschehen war, rang er nach Luft. Er fühlte förmlich, wie der Alkoholdunst, der sein Gehirn umnebelte, sich verflüchtigte. Einer der Begleitenden hatte das Fenster öffnen wollen und war dabei der hölzernen Säule zu nahe gekommen. Iphigenie lag, in armselige Stücke zerteilt, am Boden. Das Gesicht war der Länge nach in zwei Hälften gespalten. Ein Auge blickte unter das Sofa, das andere war auf den unglücklichen Dimpferling gerichtet, der sich vor Schreck nicht rühren konnte.

„Eine schöne Beisehung“, sagte er dumpf. „Ich kann den Schaden ja erleben“, meinte der Sünderbock kleinlaut.

„Erleben! — Du hast ja keine Ahnung, was für einen Wertgegenstand du vernichtet hast. Es ist nämlich ein Andenken, und Andenken sind in den meisten Fällen unerseßlich.“

Wütlich hellten sich seine Züge auf. Ihm war ein wunderbarer Gedanke gekommen.

„Menschenskind, mir fällt eben etwas ein. Vor einigen Wochen habe ich mal solche Gipsfiguren in

dem Schaufenster von Schall und Westermann gesehen. Wenn ich nicht irre, war auch eine Iphigenie dabei. Lauf schnell hin und sieh zu, ob die noch zu haben ist. Aber beeile dich; meine Wirtin kann jeden Augenblick wiederkommen.“

Zwei Minuten später schlief sich der junge Mann, der das Unheil verschuldet hatte, aus dem Hause. Unter dem Arm trug er einen Karton, der die zerbrochenen Bestandteile Iphigenies enthielt.

Schon nach einer Viertelstunde war er wieder da. Zur allgemeinen Freude brachte er eine neue Iphigenie mit, die ihrem verbliebenen Ebenbild täuschend ähnlich sah.

„Da haben wir noch einmal Glück gehabt“, sagte Dimpferling aufatmend. Dann holte er aus der Küche einen Handseger, einen Eimer Wasser und einen Scheuerlappen, um alle Spuren der Katastrophe gründlich zu beseitigen.

Am nächsten Morgen brachte Frau Plüschke zur angewohnten Stunde das Frühstück. Hoffentlich merkt sie nicht den Tausch, ging es Dimpferling durch den Kopf. Eigentlich war das ja gar nicht zu befürchten. Die neue Iphigenie hatte den nämlichen Haarnoten, dasselbe ebenmäßige Profil, und ihre Augen blickten genau so wehmütig und verfallen wie die ihrer Vorgängerin.

Frau Plüschke stellte mit einem Ruck das Tablett auf den Tisch. Sie blickte auf die anmutige Tochter Agamemmons und fuhr sich ein paarmal mit der Hand über die Stirn. Dann schüttelte sie den Kopf, als wollte sie einen törichtigen Gedanken verstreuen, und schlurfte von dannen.

Ob sie doch etwas gemerkt hat?, fragte sich Dimpferling in bangem Zweifel.

Als sich das merkwürdige Benehmen seiner Wirtin am folgenden Morgen wiederholte, faßte er sich ein Herz.

„Sie machen einen verstärkten Eindruck, Frau Plüschke“, sagte er teilnehmend. „Fehlt Ihnen etwas?“

Sie nickte und blinzelte nach der Büste der Iphigenie hin. „Entweder bin ich nicht mehr bei klarem Verstand oder es spukt in diesem Zimmer. Heute nacht habe ich vier Stunden wach gelegen und darüber nachgedacht, wie das möglich ist.“ — „Was denn, liebe Frau Plüschke?“

„Seit dreißig Jahren guckte die Iphigenie nach der Tür hin, und seit gestern hat sie den Kopf nach der anderen Seite gedreht und sieht zum Fenster hinaus. Können Sie sich das erklären?“

Dimpferling wandte den Kopf zur Seite. Tatsächlich, diese Iphigenie blickte ja in die entgegengesetzte Richtung! Das hatte er in seiner Freude über den gelungenen Tausch gar nicht bemerkt.

„Sie irren sich“, sagte er gelassen. „Sie hat, solange ich hier wohne, immer nach dem Fenster gesehen.“

Frau Plüschke wußte nicht, was sie von der Geschichte halten sollte. Je mehr sie darüber nachdachte, desto unheimlicher wurde ihr zumute. Die verhehlte Iphigenie beschäftigte sie Tag und Nacht. Sie erschien ihr im Traum und drehte den Kopf fortwährend nach rechts und links.

Als Dimpferling eines Abends nach Hause kam, war die Büste verschwunden. Um nicht rektmaßlos schwermütig zu werden, hatte Frau Plüschke die verhehlte Iphigenie ihrer Milchfrau zur silbernen Hochzeit geschenkt.

So ein Dimpferling

Roman von Paul Hain

8. Fortsetzung

Köderitz machte lehrte, bestieg seinen Gaul wieder und preschte davon zu seinen Leuten.

Der König wandte sich an Seydlitz.

„Mit sechzehn Jahren hat der Köderitz seine Kompanie bei Hohenfriedberg ins Feuer geführt, wie ein alter Leibwächmeister. War damals ein blutjunger Leutnant, einer meiner Jüngsten. Bei Soor hat er mich selbst aus dem Getümmel herausgehauen. Man darf so was nicht vergessen.“

Es klang beinahe entschuldigend dem Grafen gegenüber, dessen militärische Strenge bekannt war.

„Die langen Friedensjahre haben ihn etwas verwildert. Aber genug davon. Apropos, Graf, das Neueste, was mir gestern einer meiner Geheimkuriere berichtete: Rußland und Oesterreich suchen Fühlung mit Frankreich.“

Es haben schon Verhandlungen stattgefunden. Maria Theresia kann Schlesien nicht verschmerzen. Minister Rauten ist ihr böser Geist. Und die große Katharina hat nicht vergessen, daß ich sie einmal die Vielgeliebte nannte.

Seydlitz, am Horizont stehen Wolken.“

Sein Gesicht sah wie eine Maske aus, verschlossen, hart, unerbittlich.

Seydlitz nickte leicht hin:

„Preußen wird sich nicht fürchten, Majestät.“

„Zum Teufel nein Seydlitz, wenn ich erfahre, daß sich das glorreiche Frankreich wirklich mit den beiden Weiberröcken vereinigt...“

Er stotte einen Augenblick und stieß dann zornig hervor:

„So schlagen wir los, eh' sie sich's besinnen! Die Attacke ist immer die beste Defensivmaßnahme. Schlesien geb' ich um keinen Preis der Welt mehr her. Schlesien gehört mir!“

Seydlitz nickte nur. Er wußte: Dies Jahr sechsundsiebzig hatte von Anfang an nach Krieg gerochen. Es lag etwas in der Luft.

„Kommt, Seydlitz, die Sonne meint's zu gut.“

Sie ritten davon.

Ja, die Sonne brannte. Sie kannte nichts von Feindschaft und Bosheit. Sie liebte alle Welt und schien über Rußland und Oesterreich und Frankreich mit der gleichen Wärme wir über Preußen und über Kaninchenwörter und Sansjoui mit seinen heimlichen Märchentäumen und süßen Liebespielen.

Zehntes Kapitel

Im „Pulverhorn“ ging's ordentlich lustig zu. Das war eine beliebte Kneipe, eine „Tabagie“, in der außer den paar Handwerkern zumeist Militär verkehrte, vor allem die Grenadiere von der Leibgarde zu Fuß.

Vater Piesede, der Wirt, ein Kerl, der wie ein Fackel ausah, mit rotem, rundem Gesicht und listigen Neuglein darin, kannte jeden seiner Gäste beim Namen. Er schien die Gemütsfreiheit in Person zu sein, aber wehe dem, der in der Trunkenheit Stänkerei anging. Den setzte er, und mochte es der längste Grenadier sein, mit seinen kurzen Armen und derben Fäusten knallhart auf die Straße.

Aber das kam selten vor. Zumeist ging es so friedlich und gemütlich zu, wie es hier ausah. Nirgend gab es so feines englisches Bier und eine so iprihige Weiße. Von den Salzheringen und gebadenen Plöken schon gar nicht zu reden. An der Wand, hinter der Theke, hingen stets appetitliche Schinken, Würste und Speckswarten, angenehm kintende „Goldbleiten“ und Backsteinkäse leuchteten unter der Glasglocke. Und auch an süßen und bitteren

Schnäpsen mangelte es nicht, die standen in buntetikettierten Flaschen auf dem Tisch hinter der Theke, und Piesede selbst war es, der sie am häufigsten benutzte.

Ueber dem angenehmen kühlen Schankraum hing eine niedrige, angeräucherte Decke. Denn seit fünfzig Jahren rauchten im „Pulverhorn“ preußische Grenadiere ihre Tonpfeifen mit einem Kanaster, der es in sich hatte. Seit fünfzig Jahren verkehrten hier die Grenadiere des Abends nach dem täglichen Drill und amüsierten sich beim Witzeserzählen, Karten- und Würfelspiel und kriegerischen Erinnerungen.

In diesem Sommerabend war die Bude wieder voll. Man hielt es in den heißen Kasernenstuben nicht aus, und der Durst schien unstillbar zu sein. Da saßen sie an den Tischchen, würfelten, trakeelten, tranken, die Haarbeutel gelockert, die Perücken verrutscht, die Westen aufgeknöpft. Unter den Tischchen standen die Blechmützen. Manche von den Grenadieren hatten Urlaub für den Abend, manche hatten einfach „über den Zapfen“, da sie noch immer Durst hatten. Man kannte schon den Schleißweg in die Kaserne zurück über bestimmte Mauerwinkel, und wurde man doch geschnappt — egal, dann gab's drei Tage Kasten. Aber nun war man einmal beim Trinken, und da blieb man eben. Der Anis — der Korn — und Vater Piesede schenkte keine Hintennäppchen aus, sondern ganz füllige Gläser — schmeckten zu gut, und das Bier noch besser!

„Mensch, Piesede“, schrie einer, „schließ die Tür und mach die Gardinen vor die Fenster — wenn jetzt 'ne Kontrolle vorbeikommt, sind wir aufgeschmissen. Mir schwant, es ob heute nacht der Köderitz Dienst macht. Und der is nich von Wappel!“

Auch andere ermahnten den Wirt, die Tür zu schließen. Wenn dann ein Offizier ankloppte, konnten diejenigen, die keinen Urlaubszettel hatten, immer noch durch die Hintertür über den Hof verschwinden.

Piesede kratzte sich hinter dem Ohr.

Fortsetzung folgt

Wir bemerken...

Unbelehrbare Toren

Wie die Engländer „Gefangene“ gemacht haben, das haben wir gestern aus dem Bericht über ungeheuerliche Völkerverbrechen erfahren können, die sich die Briten noch vor Kriegsausbruch und zu dessen Beginn gegen deutsche Volksgenossen zuschulden kommen ließen. Daß die Gefangenen mit Latrinearbeitern beschäftigt, steht im Schuldbuch derer, die es anordneten und erzwangen. Daß sie aber den Inhalt auch ihrer „geistigen“ Latrinen über deutsche Menschen auszugießen versuchten, ist das Neueste, wozu sich das Kulturvolk der Engländer nicht zu anständig und zu vornehm fühlte.

Deutsche „Gefangene“ — es braucht nicht noch einmal erklärt zu werden, wie sie dazu gemacht wurden — sollen von den Engländern bekehrt und aus dem Banne des Nationalsozialismus gelöst werden! Bekehrungsmittel sind die schmutzigen Ergriffe jüdischer Emigranten, die in London Unterschlupf für ihre Wühlereien und Kriegshetze gefunden haben. Für uns bedarf es kaum der Feststellung, daß weder diese Mittel irgendwie verfangen noch daß es möglich ist, überhaupt mit derartigen Bekehrungsversuchen auch nur den geringsten Erfolg zu haben.

Soweit geht die Sache in Ordnung und brauchte kaum erwähnt zu werden. Sie verdient aber eine Festnagelung, weil sie erneut ein Beispiel dafür ist, wie der Engländer völlig verständnislos dem Nationalsozialismus und allen ihm innewohnenden und von ihm ausströmenden Kräften gegenübersteht. Er hat sich in dessen militärischen und wirtschaftlichen Kräften geirrt — sehr zu seinem, des Engländers, Schaden — und er irrt sich nun wieder in der geistigen Kraft des Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus ist ja für den Deutschen nicht irgendeine äußerliche Färbung, die mit der beiführenden Säure jüdischer „Geistes“-Ausflüsse abzuwaschen ginge. Der Deutsche ist Nationalsozialist durch und durch, und ist er das nicht, dann ist er eben kein Deutscher. Hier irrt der Brit und — der Jude. Uns soll es recht sein, denn es ist nicht unser Schaden. — It —

Der japanische Außenminister hatte am Sonnabend eine Unterredung mit dem amerikanischen Botschafter Grew. Wie verlautet, handelt es sich hierbei nicht um eine formelle Aussprache.

Verlag und Druck:

Verlagsgesellschaft „Libertas“ G. m. b. H., Lodz I, Petrikauer Straße Nr. 86.

Schriftleitung: Hauptchriftleiter: Dr. Karl Scharping; Stellvertreter: Adolf Karzel.

Verantwortlich für Politik: i. V. Günther Gehmert; für Lokales und Kulturelles: Adolf Karzel; für Unterhaltung und Beilagen: Emil Nasaroff; für Wirtschaft: Horst Markgraf.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Ella Finte.

Fernsprecher des Verlages 106-86, der Schriftleitung 148-12. Bezugspreis monatlich: In Lodz mit Zustellung RM. 2.50 (Zl. 5.-), bei Abnahme in der Geschäftsstelle RM. 2.- (Zl. 4.-). Beim Postbezug RM. 2.50 (Zl. 5.-) zusätzlich Portoauslagen. Erscheint täglich. Anzeigenpreise: die zweispaltige Millimeterzeile 10 Rpf. = 20 Groschen. Todesanzeigen und andere Familienanzeigen 8 Rpf. = 16 Gr., die zehnpaltige. Tertzeile (mm) 60 Rpf. = Zl. 1.20. Kleine Anzeigen (nur zweispaltig) nicht geschäftlicher Art jedes Wort 8 Rpf. = 16 Gr., ein fettes Schriftwort 15 Rpf. = 30 Gr., Mindestpreis 80 Rpf. = Zl. 1.60; geschäftlicher Art jedes Wort 10 Rpf. = 20 Gr., ein fettes Uberschriftswort 20 Rpf. = 40 Gr., Mindestpreis RM. 1.50 = Zl. 3.-; für Stellungsuchende jedes Wort 5 Rpf. = 10 Gr., Mindestpreis 60 Rpf. = Zl. 1.20. Zifferngeld für Zusendung der Angebote außerhalb Lodz 25 Rpf. = 50 Gr. Anzeigenannahme täglich bis 16 Uhr.

Der „DLZ“-Sportfunk meldet

Turn-Ländertreffen der Kameradschaft

Im Mittelpunkt des gestrigen sportlichen Geschehens stand das Turn-Ländertreffen Deutschland-Italien, das im Dresdener Zirkus Carrasani vor rund 5000 Zuschauern ausgetragen wurde. Der als großes Schauturnen durchgeführte Begegnung der beiden Meisterriege wohnt u. a. Reichsportführer von Tschammer-Osten und General Bevilacqua bei.

Eineinhalb Stunden lang wurde den begeisterten Zuschauern Turnkunst in höchster Vollendung geboten. Die italienische Mannschaft wird nach ihrem ersten glänzenden Auftreten in Dresden eine Rundreise durch das Deutsche Reich antreten und bereits Mitte dieser Woche bei einer Veranstaltung in Wien Proben ihres Könnens ablegen.

Berliner 4:2-Fußballsieg über Sofia

Im Fußball interessiert vor allem die Begegnung der beiden Städtemannschaften von Sofia und Berlin, die in der Reichshauptstadt vor 25 000 Zuschauern, unter denen man u. a. auch den bulgarischen Gesandten in Berlin und den deutschen Gesandten in Sofia bemerkte, zur Durchführung gelangte. Nach ausgezeichneten beiderseitigen Glanzleistungen mußten sich die Bulgaren, in deren Elf nicht weniger als neun Nationalspieler mitwirkten, mit 4:2 (2:1) geschlagen geben.

Fußballergebnisse aus dem Reich

Von Fußball-Begegnungen aus dem Reiche liegen folgende Ergebnisse vor: Rapid Wien — Austria Wien 9:2 (3:2), Bayern/Schwaben (komb.) — Augsburg

4:1, SV Fürth — Neumeyer (München) 1:2, Bayern (München) — Fahn (Regensburg) 1:4, Fortuna (Düsseldorf) — Gilden 5:1 (1:0), Schalke 04 — Arminia (Barten) 4:1, Hannover 98 — VfL Osnabrück 2:2 (1:1), Werder (Bremen) — HSV (Hamburg) 2:1 (1:1).

Im Kampf um den Tschammer-Pokal standen sich die Stuttgarter Kickers und Phönix (Karlsruhe) gegenüber. Nach wechselvollem Kampfe behielten schließlich die Schwaben mit 5:3 die Oberhand.

Mit wenigen Ausnahmen beginnen in allen deutschen Gauen die Spiele um die diesjährige Kriegermeisterschaft am 3. Dezember.

Ergebnisse im Hockey:

HSC (Berlin) — ESC 99 (Berlin) 7:0 (3:0), HSC (Berlin) — HSC (Hannover) 5:1 (2:1).

Neuer Erfolg der Boxstaffel Niederrhein

Die Boxstaffel des Gaues Niederrhein konnte nach ihren letzten Erfolgen eine weitere wichtige Begegnung zu ihren Gunsten entscheiden. Wenn auch knapp vermochte sie die Mannschaft von Heros-Eintracht (Hannover) mit 9:7 Punkten abzufertigen.

Schulz-Sickart Meister im Zweiterradball

Die in der Messestadt Leipzig ausgetragene Meisterschaft im Zweiterradball sah überraschend das Chemnitzer Paar Schulz-Sickart mit 9:6 vor Köthing-Schloer als Sieger und neue Meister.

Aus aller Welt

Seltener Gast in der Ostsee

Fischer beobachteten kürzlich am Strande von Sanglienen, unweit von Tenfitten, daß sich ein Schwertfisch am Ufer in den Sand gebohrt hatte. Es gelang ihnen, das Tier zu bergen. Er hatte eine Länge von 1,85 Meter und wog 25 Kilogramm. Schwertfische sind seltene Gäste in der Ostsee. Ihre Heimat sind die wärmeren Meere. Mit den Ausläufern des Golfstroms gelangen sie auch an die europäischen Küsten. In die Ostsee kommen sie dann durchs Kattegatt und den Großen Belt.

An der amerikanischen Küste und im Mittelmeer wird der Schwertfisch wegen seines wohlschmeckenden Fleisches besonders geschätzt.

Schwester heiraten am gleichen Tag

Ein seltenes Fest wurde unlängst in Ravensburg-Beingarten in der Nähe von Stuttgart in einer kinderreichen Familie gefeiert. Drei Töchter dieser Familie schlossen am gleichen Tag den Ehebund.

Todesstrafe und Stockhiebe für Raucher

Im Rahmen der Wiener Herbstmesse wurde auch eine interessante historische Tabakausstellung aus den Beständen des Museums der ehemaligen Oesterreichischen Tabakregie gezeigt. In dieser Ausstellung veranschaulicht eine Fülle von Material den weiten Weg, der vom Anwort der ersten Tabakblätter in Europa bis zur Herstellung der ersten Zigaretten zurückgelegt werden mußte. Als der Tabak nach Europa kam, bemühten sich viele Regierungen durch exemplarische Strafen die Bevölkerung von der Benutzung des fremden „höllischen Giftes“ abzuhalten. In verschiedenen Ländern wurde sogar die

Todesstrafe für die Raucher des Teufelskrautes eingeführt, während andere Regierungensich damit begnügten, den Rauchern 25 Stockhiebe zu verabfolgen.

Allerdings rauchten viele Genußsüchtige der damaligen Zeit nicht in unserem Sinne, sondern sie schütteten den Tabak in Wassergläser, ließen ihn wie Tee ziehen und tranken das Ganze mit großem Behagen. Das Wort „Tabaksaufen“, das sich in vielen Gegenden Deutschlands bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts erhalten hat, zeugt noch von dieser Gewohnheit.

Bereits im Jahr 1784 hatte Kaiser Josef II. den Tabak zum österreichischen Monopol erhoben. Die Oesterreichische Tabakregie stellte die ersten Zigaretten her, die selbstverständlich die doppelte Länge unserer heutigen Zigaretten besaßen und vom Raucher erst in zwei Hälften gebrochen werden mußten. Eine große Fülle von Dokumenten und privaten Schriftstücken zeigt die zunehmende Liebe, die dem Tabak in der Welt entgegengebracht wurde.

Die halbe Erbschaft verjubelt

In einem Leobener Gasthaus fiel ein gewisser Pius Sebenstreich durch große Gelbtausgaben auf. Sebenstreich wurde verhaftet, widerlegte sich aber auf dem Wege zur Wachtube dem Polizeibeamten und wurde darauf gemaltätig, daß der Polizeibeamte von seiner Seitenwaffe Gebrauch machen mußte. Auf der Wachtube klärte sich der Fall dann dahin auf, daß Sebenstreich am gleichen Tage eine ihm zugefallene Erbschaft von 1400 RM von einem Sparinstitut abgehoben hatte, von welchem Gelbe er rund 750 RM an einem Tage verjubelte. Sebenstreich wurde wegen öffentlicher Gewalttätigkeit dem Landgericht Leoben eingeliefert.

Verschiedenes

Deutsche Radiowerkstatt, Lodz, Petrikauer Str. 110. Neuestes Unternehmen am Plage. Reparatur aller Industrie- und Hausratgerätee, Antennenanlagen. 4385

In der Liebe

wirst Du Enttäuschung erleben! Die Freunde werden Dich verlassen! „Digin“-Rasierseife wird Dich nie enttäuschen!

Briefmarken an Sammler verkauft Gryzewski, Królowska Nr. 35 — 5, Warschau. Geöffnet von 11 bis 15. 7666

Pelze

Die modernsten Damen- und Herrenpelze, Sakoyaner Damen- u. Kinderpelze, sowie jeglicher Art Pelzwaren zu haben im deutschen Pelzwaren-Geschäft Robert Glas, Petrikauer 99, im Hofe, Parterre. 4321

Gesucht wird Adolf Greilich, Alexandrow, der im 28. Infanterie-Reg. diente. Angehen an Karl Greilich, Alexandrow bei Lodz, Sienkiewiczsfr. Nr. 19. erbeten. 4348

Christian Wutke

Inh. A. WUTKE

Lodz, Petrikauer Str. 157 Filiale: Petrikauer Str. 307

empfiehlt in größter Auswahl:

- Anzugstoffe
- Paletostoffe
- Reiseplaids
- Umschlagtücher
- Wolldecken

Engros — Detail

Lichtspiel-Theater

„CASINO“
Petrikauer Strasse 67

Beginn: 14.30, 16.15, 18 Uhr
Sonn- u. feiertags:
12.30, 14.15, 16, 18 Uhr

Vom Dienstag, den 7. November 1939:

Premiere der Ufa-Film-Operette

„Nanon“

in den Hauptr. Erna Sack, die deutsche 'Nachtigall, und Johannes Heesters
Ein Film, den jeder sehen muss!

Gute Toiletteseifen

empfiehlt die Fabrik feiner Toiletteseifen Hugo Güttel. Verkaufsladen: Lodz, Petrikauer Straße 145.

6-10 Schwabesche Nordfühle, 14/4, gebraucht, in gutem Zustande, zu kaufen gesucht. Domborczków 17. 4502

Wollschals
W. Schmidt, 6. Auguststr. 2.

Wollstrickwaren 4423
W. Schmidt, 6. Auguststr. 2.

4-Zimmerwohnung mit Küche, Mädchen- und Badezimmer, Kalt- und Warmwasser, Zentralheizung, sofort zu vermieten. Wodnastraje 22.

2 tüchtige Verkäuferinnen, der deutschen und polnischen Sprache mächtig, für Textil- und Galanteriewaren gesucht. Näheres in d. D. L. S. 4457

Hilfsbuchhalter mit mehrjähriger Praxis, wird gesucht. Bewerbungen unter „N. B. 28“ an die D. L. Ztg. zu richten. 4521

Wäschenäherinnen für Kraftbetrieb, geübte Kräfte, können sich melden. Wiltz, Knapp, Petrikauer Str. 102. 4520

Anlegerin

für Buchdruck- u. Siegelpresse zum sofortigen Antritt gesucht. Bewerberinnen können sich melden in der Geschäftsstelle der „Deutschen Lodzer Zeitung“, Petrikauer Str. 86.

Berlangt überall die L. D. Z.

Tritotwaren-Fabrik

OSKAR DIETZEL
Lodz, Sienkiewiczs-Str. 78

berlangt vom Tritotagen in jeder Fabriklager Qualität.
Winterwaren Interlockwäsche
Beste Leinen Verkaufsladen